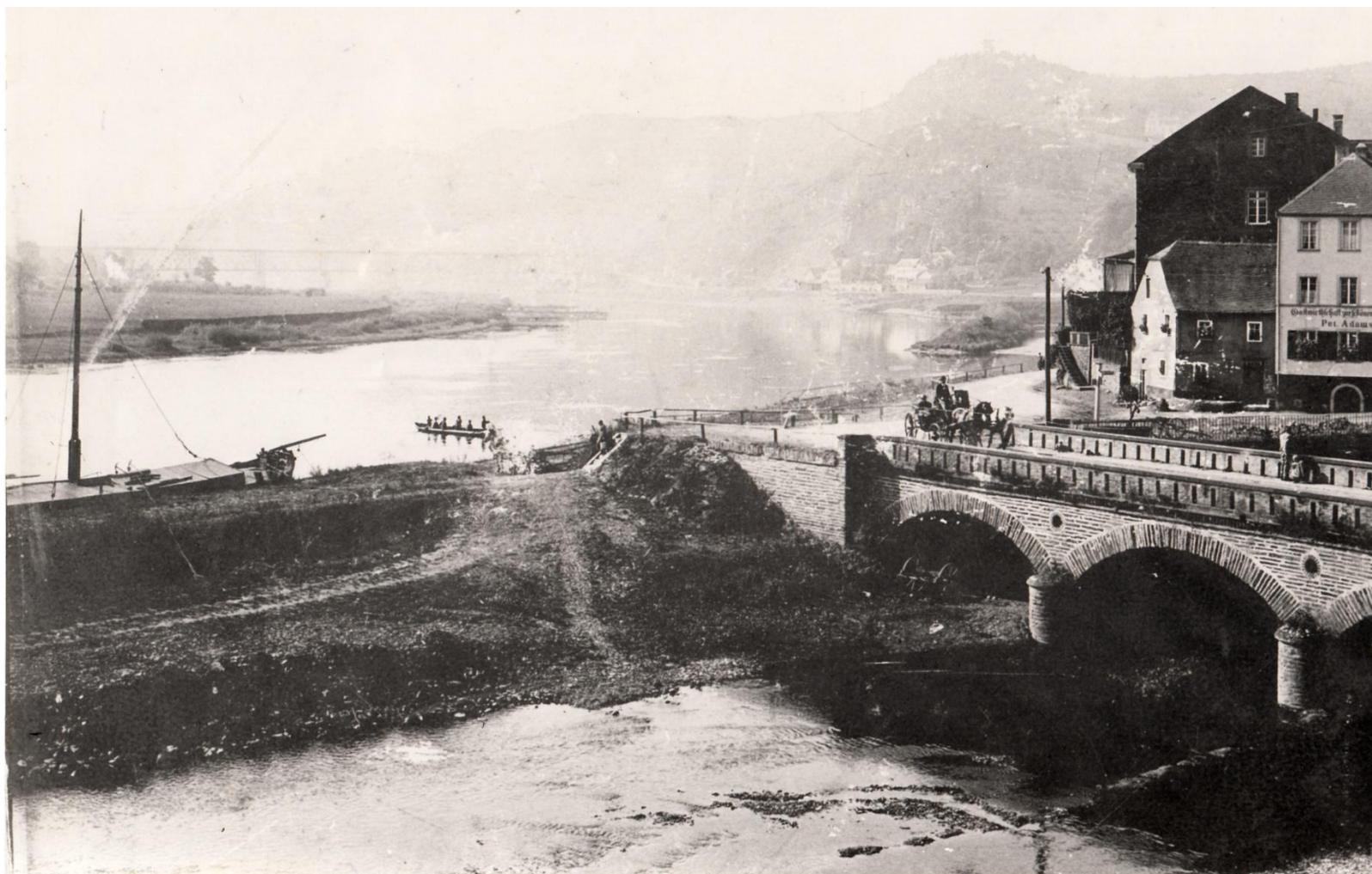


Kindheitserinnerungen

(zwischen 1944 und 1948)

1. *Verdammt gefährlich.*
2. *Bad im Hochwasser.*
3. *Eigener Wein.*
4. *Ein Glühwein besonderer Art.*
5. *Müllers Kurti unterm Eis.*
6. *Traubenlese und Jaucheduft.*
7. *Zwei Bummelmützen.*
8. *Autoanhänger verloren.*
9. *Runkelrübe im Auspuff*
10. *Drei Wochen bei Tante Anna.*

Emil Boemer



1. Verdammt gefährlich.

Zur Einleitung. Der Krieg hatte sehr viel Material geliefert und hinterlassen, was für uns Kinder zu einem gefährlichen Spielzeug wurde. Unsere Väter waren bei den Soldaten oder in Gefangenschaft, unsere Mütter überarbeitet und überfordert, so dass wir Kinder uns vielfach selbst überlassen waren, und uns keiner über die Gefahren informierte. Auch das zusammen gestoppelte Lehrpersonal in den Schulen war dazu unfähig.

Eissprengungen. Unser Alfbach und auch das Baggerloch an der Mosel waren mal wieder zu gefroren. Mit meinen Freunden kamen wir auf die Idee, Sprengversuche in dem Eis zumachen und wir fanden auch rasch eine Möglichkeit für dieses Unternehmen. Eine kleine Menge Pulver hatten wir uns aus erbettelten Patronen bei den Schießübungen durchziehender Soldaten gesammelt. Damit füllten wir ein Aluminium- Schwefelfläschchen (ca 0,1 Liter) und steckten in den schmalen Hals eine Glühzündschnur, die wir aus einem im Backofen getrockneten Baumschwamm gemacht hatten. In das Eis bohrten wir mit einem Stück Eisen ein Loch, in das wir unsern Sprengsatz eng anliegend steckten. Die Zündschnur wurde angezündet und wir traten ein paar Schritte zurück um die Sprengung zu beobachten. Dann gab es einen lauten Knall und Aluminiumfetzen flogen uns um die Köpfe wobei unser Freund Walter Beier am Ohr schwer verletzt wurde. Walters Ohr blutete sehr, aber das Eis blieb ganz.

Verlust eines Auges. Gerhard aus Salmrohr, ein Vetter von mir, hat mit noch intakten Patronenhülsen gespielt. Er hat sie in einen Schraubstock gespannt und mit einem Hammer auf das Zündblättchen geschlagen. Das knallte so schön. Bis ihm eines davon ins Auge flog und er das Auge verlor.

Blindgänger. Im Haus Waldfrieden war eine Blindgänger- Bombe bis in den Keller durchgeschlagen in den sich Familie Enkirch geflüchtet hatte. Gott sei Dank ist keiner zu Schaden gekommen. Wir wollten unbedingt die Bombe sehen, aber Herr Enkirch ließ das leider nicht zu. Angst hatten wir nicht.

Panzermine. An der Müllkippe vor der Apotheke lag eine Panzer- Telfermine, ca 40 cm Durchmesser und ca 10 cm Höhe. Jeder von uns hat seinen Mut bewiesen und sich auf die Mine gestellt. Wir glaubten, da wir ja nicht so schwer wie ein Panzer waren, könne uns nichts passieren. Ein auf-

geregt herbeigeeilter Soldat jagte uns weg und erklärte uns, dass die Mine nicht entschärft sei und auch bei uns Kleingewichten explodieren könne.

Carbid und Wasser. Fische aus der Mosel waren bei der knappen Lebensmittelversorgung heiß begehrt. So war man, um sie zu fangen, auf die Idee gekommen, Flaschen mit etwas Carbid und Wasser zu füllen und verschlossen in die Mosel zu werfen. Das musste schnell gehen, weil die Flasche rasch explodierte. Den Fischen platzte dadurch die Lunge und sie trieben leblos an die Oberfläche. In einem Nachbardorf, so wurde berichtet, hat es einem Jungen den Arm abgerissen als die Flasche zu schnell reagierte.

Zwischen Waldfrieden und Marienburg. Gleich an den ersten Tagen nach Kriegsende machte ich mich mit meinem Freund Rudi Bömer auf, um das Kriegsgebiet zwischen Waldfrieden und der Marienburg zu inspizieren. Hier hatten die deutschen Soldaten mit den Amerikanern einige Wochen harte Kämpfe geführt, was einigen Hundert Soldaten das Leben kostete. Was wir sahen, war schrecklich. Der Wald war zerschossen, in den Schützengräben lagen noch Gewehre, Munition, Stahlhelme und blutige Kleidungsstücke. Durch Bomben- und Granattrichter gelangten wir zur Marienburg. Und dort in einen Keller, der wohl als Lazarett funktionierte, verschlug es uns die Sprache. Feldbetten, Decken und Kleidungsstücke, alles total voll Blut und verdreckt. Völlig verstört gingen wir nach Hause, und das, glücklicher Weise wie vorher, nur über den Weg. Wir hatten einen guten Schutzengel! Was abseits vom Weg passiert wäre, kann man sich nach dem nächsten Bericht ausdenken.

Tretminen. Als in den nächsten Tagen, zwei Männer und ein 17 jähriges Mädchen (Christine Stüssgen) nach einander, beim Holz sammeln in dem Waldgebiet umkamen, erfuhren wir, dass der ganze Wald neben den Wegen vermint war. Sie waren auf Tretminen getreten.

Hermann Enkirch, der auf Waldfrieden wohnte, (etwa 16 Jahre alt), kroch auf dem Bauch in den Wald, und scharfte so lange bis er eine Tretmine fand. Er zerlegte sie in Einzelteile, und wir durften sie alle besichtigen. Ein Blech- Behälter, ähnlich einer 1 Liter- Dose, war mit klein gehackten Eisenstücken und Pulver gefüllt. Oben drauf war ein kleiner Zünder, aus dem drei Stücke Draht heraus standen. Ab da ging niemand mehr in diesen Wald, bis ein Räumkommando alle Minen beseitigt hatte.

Magnesium. Das Hinterhaus des „Gasthaus zum Engel“ war bei einem Fliegerangriff getroffen und zerstört worden. Der alte Martini, der dort

wohnte (früherer Brandmeister der Feuerwehr) hatte noch einige Stangen Magnesium gelagert, die wir in den Trümmern fanden. Dass Magnesium brennt, wussten wir, aber wie, das wussten wir nicht. Unter dem ersten Bogen der Alfbach-Brücke schichteten wir die Stangen auf und legten eine, wieder selbst gemachte, Glühzündschnur an. Nach dem Anzünden versteckten wir uns vorsichtshalber ein ganzes Stück oberhalb der Brücke hinter einer Weide am Alfbach. Oben über die Brücke rollte gerade eine Kolonne amerikanische Fahrzeuge, als nach einem Knall eine grelle Flamme, die den ganzen Brückenbogen ausfüllte auch noch über die Brücke schlug. Als sich unsere Augen nach der Blendung des grellen Lichtes etwas erholt hatten, flüchteten wir so schnell wie unsere Beine das zuließen, denn die Amerikaner auf der Brücke mussten doch annehmen, der Krieg sei wieder ausgebrochen. Sicher hat man nach uns gesucht, aber man hat uns nicht gefunden.

Flak- Munition. An verschiedenen Orten hatte die Flak (Flieger- Abwehr- Kanonen) ihre Stellungen. Dort fanden wir nachher noch viele Kisten mit Munition. Die Geschosse waren ca. 20 cm lang und 2,5 cm im Durchmesser. Voll gefüllt mit Pulver! Ungeachtet der damit verbundenen Gefahr schlugen wir die Geschosspitze so lange auf einen Stein, bis sie herausfiel. Dann sammelten wir das lose Haupt- Pulver in einen Karton und schließlich noch das kleine Säckchen mit einem hochempfindlichen Zünd- Pulver. Am Abend streuten wir das Pulver schlangenförmig durch die Wiesen am Alfbach vorbei, sicher 100 Meter oder noch mehr. Wenn wir dann in der Dunkelheit an einem Ende Feuer anlegten, fraß sich die Feuer- schlange langsam durch die Wiesen. Das war natürlich toll, aber doch auch sehr gefährlich.

Granaten statt Lebensmittel. An der Bachbrücke auf der Alfer- Fabrik war ein amerikanischer Lkw in die Böschung gekippt. Seine Ladung, fest verdrahtete Kisten, trieben z.T. den Alfbach runter. Mein Freund Hans Werner Steffens und ich eilten rasch hin und zogen uns einige Kisten an Land und versteckten sie in einer Weide. Die englische Beschriftung konnten wir ja nicht lesen, aber da konnten nach unserer Meinung doch nur Lebensmittel drin sein. Mit Hammer und Meißel gelang es uns die erste Kiste zu öffnen. Aber statt der erhofften Lebensmittel waren 4, ca. 70 cm lange und 8 cm dicke Granaten in der Kiste. Wir erschrakten furchtbar und rann- ten was wir konnten weg und glaubten jeden Moment die Dinger würden hinter uns explodieren. Aber auch andere ältere mutige Jungen hatten

sich Kisten reserviert, und fanden, dass man mit den am Leitwerk befestigten Zündblättchen doch Einiges machen konnte. Das waren 4 Bündel mit jeweils 20 Blättchen ca 4 x 6 cm Größe. Mit diesen Blättchen konnte man Knallfrösche machen. Dazu legte man die Dinger überlappend nebeneinander auf einen Zeitungsbogen und rollte das zu einer Wurst. Diese wurde zick - zack -förmig gefaltet und mit Draht zusammen gezurrt. Wenn man diese dann an einem Ende anzündete, flog sie knallend und zischend unkontrolliert hin und her durch die Luft. Fast wäre Rudi Bömer und mir ein solches Spiel zum Verhängnis geworden. Unser Knallfrosch flog beim Bäcker Fuhrman durch ein offenes Fenster in den Speicher. Zum Glück war wohl der Frosch schon ausgebrannt, bevor er in dem Heu landete das Fuhrmanns für ihre Ziege dort lagerten. Im Geiste sahen wir schon das Haus niederbrennen.

Benzinkanister. Überall lagen leere Benzin- Kanister am Straßenrand. Mit Benzinresten haben wir öfters kleine Feuerchen gemacht. Ruprecht Drathen wollte mal mit einem brennenden Streichholz nachsehen, ob noch Reste in einem Kanister waren. Ja, da waren noch Reste, und eine Flamme schlug ihm ins Gesicht und verbrannte ihm die Augenbrauen und die vorstehenden Haare. Zum Glück hatte er keine sonstigen Verbrennungen.

Emil Boemer (Januar 2018)

2. Bad im Hochwasser.

Nachbarin über Bord!

13 oder 14 Jahre werde ich alt gewesen sein. Ich war allein mit dem Kahn von meinem Freund Klemens auf dem Hochwasser in der Brückenstraße. Das war nicht ganz ungefährlich, denn das Wasser war etwa 1,2 Meter hoch, und bei dieser Höhe gab es stets einen starken Durchfluss des Alfbachs durch die Gartenwiese kommend in die Kegelwiese (die Fräschpull). Unsere Nachbarn auf der anderen Straßenseite (Seilers) hatten Besuch, eine vornehme, schick gekleidete junge Frau. Sie fragte mich, ob ich so nett sei, und sie nebenan zum Metzger fahren könnte. Das tat ich natürlich voller Stolz, denn ich brauchte ja nur quer über die Straße. Nach dem sie eingestiegen war steuerte ich den Kahn an die Hauswand der Metzgerei, wo sie durch ein Fenster hinein klettern wollte. Die Strömung in die Kegelwiese war sehr stark und ich hatte Mühe, den Kahn an die richtige Stelle zu bringen. Die vornehme Frau lehnte sich mit beiden Händen an die Hauswand und drückte uns damit vom Haus weg. Mit dem Versuch, sich von der Wand ab zu schieben und festen Stand im Kahn zu bekommen, erreichte sie aber das Gegenteil. Sie ging schreiend über Bord, tauchte jedoch sofort wieder auf und kämpfte dagegen in die Kegelwiese ab zu treiben. Ich hatte großes Herzklopfen, und versuchte vergebens sie wieder in den Kahn zu bekommen. Aber sie zog es jetzt vor, bis an die Brust im Wasser, lieber zu Fuß zurück zu waten. Und dabei schimpfte sie nur über mich.

Ich konnte doch nichts dafür!



Klusterbibcher über Bord!

Klusterbibcher, so nannten wir die von auswärts- gekommenen jungen Mädchen, die in unserm Krankenhaus (im Kloster bei den Schwestern) den Haushalt oder die Krankenpflege oder das Kochen lernten. Sie standen an der Himmelsleiter und wollten doch auch mal mit einem Kahn im Hochwasser gefahren werden. Der alte Endris hatte Erbarmen, nahm vier von ihnen stehend in seinen Seelenverkäufer (so nannte man die selbst gebauten hölzernen Kähne) und gondelte sie in die Straße. Das Wasser war nur etwa einen halben Meter hoch, so dass große LKWs noch durch fahren. Ein LKW Fahrer machte sich die Freude ganz schnell an dem Kahn vorbei zu fahren um damit die Mädchen nass zu spritzen. Das gelang ihm vorzüglich. Sie schrien laut und dann erfasste die nach rollende Welle auch noch den Kahn und alle kippten ins Wasser. Ein Gaudi!



Opa Emil (Febr. 2015)

3. Eigener Wein . *In vino veritas!*

Wir waren etwa 15 oder 16 Jahre alt, meine Freunde Hans Werner Steffens, Klemens Steffens, Georg Steffens und ich. Die Traubenlese an der Mosel war vorbei, aber die Weinstöcke hingen noch voller Laub. Und das bedeutete, dass überall noch Trauben hängen geblieben waren, die man einfach übersehen hatte. So kamen wir auf die Idee einer Nachlese. (Man nannte das an der Mosel „Klennen“) Das taten wir dann an einem späten Nachmittag. In wenigen Stunden hatten wir mehrere Eimer voller schöner, reifer Trauben. Es reichte, in Hans Werners Kelterhaus, einen nicht allzu großen Kelter zu füllen, mit dem wir aus den vorher zermatschten Trauben den goldbraunen Most kelterten. Gott, war das eine verlockend süße Brühe! Wir tranken aber nicht viel, weil wir wussten, dass man davon schnell die Scheißerei bekommt. Eine Etage tiefer stand in dem anmutenden kleinen Weinkeller, zwischen zwei großen Fuderfässern, in denen der Federweiße von Hans Werners Eltern schon aufhörte zu blubbern, unser ca. 80 Liter fassendes Fässchen. Das wurde fast voll. Hans Werner hatte an der Weinbauerschule mit bekommen, dass die Römer dem Wein Honig zusetzten um die Qualität zu verbessern. Das wollten wir natürlich auch, und so steuerte jeder ein paar D-Mark für ein paar Pfund Honig dazu bei. Jetzt sollte der Most also gären. Aber da gab es Probleme. Die Kellertemperatur war wohl schon zu weit abgesunken, so dass der Gärungsprozess nicht einsetzte. Was tun? Wir besorgten uns einen großen elektrischen Tauchsieder, den wir jeden Abend für einige Stunden ins Fässchen steckten. Wir hielten dabei Wache, spielten Karten und verfolgten nebenbei den Fortschritt des Federweißens in den beiden großen Fässern. (durch ständiges Probieren!) Die Gärung klappte tatsächlich, aber nach einigen Tagen, als wir glaubten es sei genug, führten wir einen brennenden Schwefel ein um unserm Wein noch genügend Rest süße zu erhalten. Nach ein paar Wochen hatte sich die Gärhefe abgesetzt und unser Wein wurde klar. Wir konnten 80 Flaschen damit auffüllen, verkauften 40 davon für 1DM je Flasche um unsere Unkosten für den Honig auszugleichen. In den nächsten 2 oder 3 Jahren trafen wir uns immer wieder um unsere Errungenschaft zu kosten. 3 Flaschen hielten wir zurück, die wir etwas altern lassen wollten. Als wir dann wenige Jahre später neugierig eine Flasche öffneten, erlebten wir eine große Enttäuschung. Von wegen Blume, der Wein stank entsetzlich. Obgleich er eine gute Farbe hatte, und gar nicht so schlecht schmeckte wenn man sich die Nase zu hielt, Wir mussten unsern so mühsam, wissenschaftlich erarbeiteten Wein in die Gosse kippen. Was war die Ursache, hatten uns die Römer hier einen Streich gespielt? *In vino veritas*



Emil Boemer, Köln im Januar 2015.

4. Ein Glühwein ganz besonderer Art.

Kriegs- Frühjahr 1945. Die amerikanischen Truppen waren durch die Eifel bis an die Mosel vorgedrungen, aber die durch Bomben zerstörten Brücken hinder- ten sie am Überqueren. So hingen sie mit einem Riesenaufgebot an Kriegsfahr- zeugen ein paar Wochen vor und in unserm kleinen Moseldorf (Alf) fest, das fortan von den Deutschen auf der anderen Moselseite, unter Artilleriebeschuss stand. Die Bevölkerung, die außer ein paar alten Männern nur aus Frauen und Kindern bestand, wurde gezwungen, ihre Häuser zu verlassen und in Bunker oder bombensichere Keller zu ziehen. Meine Mutter mit uns drei Kindern und etliche andere Familien entschieden sich für einen Keller, der unter einer dicken Felswand direkt am Moselufer lag. Für drei oder vier Wochen wurde das unser Zuhause. Dass wir dort die Nächte auf hartem Brett liegend oder auf einer Kiste sitzend verbringen mussten war erträglich, aber der Hunger wurde zum Problem. Die Frauen erreichten es, dass zwischen dem amerikanischen und dem deutschen Militär ein täglicher Waffenstillstand zwischen 11,30 und 13 Uhr vereinbart wurde, damit sie in ihre Häuser durften, um etwas Essbares zu besorgen. Es gab jedoch nichts zu kaufen und so war man auf das Wenige ange- wiesen, was man bevorratet hatte. Mutter brachte immer nur gekochte Kartof- fel mit gerösteten Zwiebeln und ein paar eingeweckten Kirschen. So waren wir auch zu ungewöhnlichen Maßnahmen bereit, dem Kalorienbedarf nach zu helfen. Direkt neben unserm Quartier hatte eine Weinhandlung ihren Keller, in dem große Fässer mit Wein lagerten. Es muss ein Artillerietreffer gewesen sein, der eines der Fässer beschädigte und den Wein langsam auf die Straße auslaufen ließ. Hier bot sich eine Gelegenheit an den Wein als Kalorien- spender heran zu kommen. Aber leider lief der Wein über den Kellerboden und durch eine Gosse, die die Kellerarbeiter für kleine Geschäfte als Toilette benutz- ten. Nach intensiven Überlegungen fanden unsere Mütter eine Lösung: Man ließ den Wein noch ein Stündchen als Spülmittel durch die Gosse fließen. Dann fing man ein paar Litter Wein in einen großen Topf auf und brachte ihn auf einem Holzfeuer kurz zum kochen. Mit etwas Zucker bekamen wir so einen Glühwein ganz besonderer Art. Auch wir Kinder durften mit trinken und in unserm Bunker kam eine Stimmung auf, die uns unsern Hunger, unser Elend, und damit den Weg des Weines durch die Gosse, für eine kurze Zeit vergessen ließ.

Emil Boemer im Januar 2016

5. Müllers Kurti unterm Eis.

Kurti und ich waren Schulfreunde. Wir verbrachten unsere Kindheit in einem kleinen Dorf an der Mosel. Am liebsten spielten wir an unserm Bach, der aus der Eifel kommend, sich je nach Jahreszeit lieblich bis reißend durch unser Ort schlängelte. Nach der Schulzeit verloren Kurti und ich den Kontakt zu einander und fanden uns erst nach mehr als 60 Jahren wieder hier in Köln. Bei unserm letzten Besuch (Kurt ist inzwischen leider verstorben) sagte er: „weißt du noch ...“? Und dann ließen wir unser Erlebnis noch einmal Revue passieren:

Wir waren damals etwa 7 Jahre alt. Es muss der Winter 1941 gewesen sein. Unser Bach führte Hochwasser und hatte an seinem Ufer einen riesigen Baum mit samt den Wurzeln weggeschwemmt, der unter der Straßenbrücke fest eingeklemmt hängen blieb. Es folgte ein harter Winter, der eine dicke tragfähige Eisschicht über den Bach legte, die wir Kinder tagelang sportlich ausnutzten. Aber dann kam das Tauwetter und unsere Eltern ermahnten uns streng, das brüchige Eis nicht mehr zu betreten. Für uns beide, und mit uns waren noch Adolf und Ernst, war es jedoch zu verlockend, wenigstens im Geäst des Baumes unter dem großen Brückenbogen auf dem restlichen Eis herum zu turnen. Das gefährliche Rauschen des Baches unter dem Eis förderte eher unseren Mut. Wir Vier konnten nicht widerstehen. Doch kaum hatten wir uns unter der Brücke verteilt, da brach das Eis ein. Adolf konnte sich noch trockenen Fußes ans Ufer retten, Ernst stand bis an die Knie im Bach, und mir reichte das Wasser bis an den Bauchnabel. Ich sah noch wie Kurti, ein paar Meter aufwärts von mir, einbrach und völlig unter dem Eis verschwand. Und da drunter der reißende Bach, der nach 50 Metern in die Mosel mündete! Oh Gott, konnte ich nur noch denken! In Panik liefen wir Drei, ohne uns umzuschauen, nach Hause und wagten es nicht, jemand von Kurtis Verschwinden zu erzählen. Ja, wir waren feige! Als wir uns nach einer fast schlaflosen Nacht am Morgen ängstlich und mit schlotternden Knien in der Schule trafen, stand plötzlich unser Kurti wieder vor uns. Er erzählte uns stolz, dass er von den Wellen mitgerissen wurde und dann aus dem Loch, das ich hinterlassen hatte, wieder heraus klettern konnte.

Vor Freude umarmten wir uns, aber wir Drei schämten uns auch sehr.

Emil Boemer, Köln im August 2015

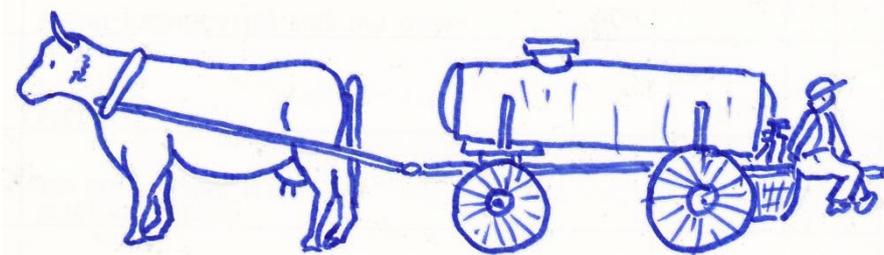
P.S. Zur Belohnung dafür, dass ich das Verbot aufs Eis zu gehen missachtet hatte, erteilte mir Mutter, als ich so triefend nass vor ihr erschien, eine saftige Prügelstrafe. (Das war damals noch üblich).

6. Traubenlese und Jaucheduft.

Ich war 14 Jahre alt, als ich bei Jackels in der Traubenlese mit half, als einziger Junge unter 8 oder 10 Frauen. Wir lasen über dem Steinbruch vor der Alfer Fabrik. Es war eine lustige Gesellschaft, die besonders fleißig arbeitete, wenn Franz Josef uns mit seinem Motorrädchen kontrollieren kam. Ich durfte mich auch mal auf sein Gefährt setzen, aber nicht fahren. Um 11 Uhr wurde ich los geschickt um bei den Frauen zu Hause das warme Mittagessen ab zu holen. Es war ein Riesenkorb voller unterschiedlicher Blechtöpfe, die, um sie warm zu halten, in bunt karierte Handtücher ein gewickelt waren. Ich hatte schwer zu schleppen. Aber ich hatte Glück. Vor mir fuhr ein Kuhgespann in die gleiche Richtung. Es hatte ein Fass mit Jauche geladen. Schlau wie ich war, hingte ich den Korb an den Absperrhahn des Jauchefasses, und setzte mich auch noch hinten auf den Wagen. So brauchte ich die Last nicht zu tragen und wurde auch noch gefahren. Als mein Gefährt jedoch die Fahrtrichtung änderte, sprang ich herunter und hingte meinen



Korb ab. Aber, oh jeh, was war geschehen? Der Absperrhahn war nicht dicht und hatte die ganze Zeit in meinen Korb getropft. Die schönen Handtücher



waren klitsche nass, braun, und stanken entsetzlich nach der Jauche. Mein Gott, was jetzt? Ich dachte, die Frauen werden mich umbringen! Da führte mich mein Schutzengel an die kleine Wasserquelle, die direkt an der Straße aus einer Weinbergsmauer sprudelte. Ich begann alle Handtücher einzeln auszuwaschen. Das Braun ging etwas weg, aber der Gestank blieb. Und dann entschied ich, tapfer meinen Auftrag zu erfüllen, und weiter zu gehen. Ich kam natürlich sehr spät mit diesem Mittagessen an mein Ziel. Von Weitem hörte ich die Frauen schon knurren, und das wurde erst recht laut und fast unerträglich, als ich mich mit dem stinkenden Korb näherte. Die 8 oder 10 überstürzten mich mit Schimpfen und Fragen. Und während ich meine Beichte ablegte änderte sich die Stimmung der Geschädigten in schallendes Gelächter. Die Handtücher wurden weit weg gelegt, und die Frauen aßen trotzdem ihre inzwischen fast kalt gewordenen Mahlzeiten.

Opa Emil (Jan. 2015)

7. Zwei Bummelmützen

1946. Milch gab es nur bei Frosten. Mein Schulfreund, Müller Kurt, holte täglich drei große Kannen Milch (ca. 50 L ?) mit unserm Heuwägelchen in Bullay ab. Und mit der alten Fähre klappte die Überfahrt über die Mosel nicht zuverlässig. Man musste sich immer ein bis zwei Stunden anstellen um einen halben Liter Magermilch zu bekommen. Das war oft die Aufgabe der Kinder und somit auch die meine. Wenn dann so 20 oder 30 im Pulk der Erwachsenen bei einander standen, ging es nicht immer friedlich zu. So gerieten sich einmal Theo Steffens und Hans Thoma in die Haare. Dabei riss Letzterer dem Theo den Bummel von der Mütze. Der fing darauf an zu weinen und zu jammern: „jetzt kren ich geschannt von meiner Motter“. Sein Kontrahent bot ihm daher an, auch an seiner Mütze den Bummel ab zu reißen. Das tat der dann auch, und der Streit war damit beendet.

8. Autoanhänger verloren

Einmal standen wir auch für Milch an, als ein vorbei fahrender LKW genau vor uns seinen großen Anhänger verlor und ohne das zu merken weiter fuhr. Zum Glück passierte nichts. Jahre später erfuhr ich, das Günter Peitz aus Zell, ein Geselle in unserer Lehrwerkstatt, der Fahrer war.

Opa Emil 04.01.2015

9. Runkelrübe im Auspuff

Ich war etwa 11 Jahre alt. Ehlers, unsere Nachbarn aus dem Hotel zur Traube, hatten ein altes DKW Auto mit einem Zweitaktmotor. Sie parkten es immer vor unserm Haus auf der anderen Straßenseite. Es interessierte mich, was wohl geschehen mag, wenn ich den Auspuff mit einer Runkelrübe verstopfe. Ich fand in der Gartenwiese auch schnell eine Rübe und keilte sie in das hinten herausragende Auspuff-Rohr. Dann stellte ich mich an unserm Schlafzimmerfenster hinter die Gardine und wartete ob Herr Ehler kam um weg zu fahren. Das dauerte auch nicht lange, bis er einstieg und startete. Der Motor sprang sofort an, machte aber nach 2 oder 3 Sekunden nur noch tüf tüf tüf und stand still. Herr Ehler betätigte den Starter immer wieder, aber vergebens. Die Batterie wurde auch schon immer schwächer. Jetzt kamen auch Frau Ehler (besser bekannt als Ambrosiusens Klärchen) mit ihren zwei Mädchen und großen Taschen dazu, sie wollten oder mussten wohl zusammen verreisen. Große Aufregung!!!

Mir wurde unwohl und ich bekam es mit der Angst zu tun. Mein Herz klopfte, und so entschloss ich mich als Helfer in der Not auf zu treten. Ich eilte die Treppe hinunter und verkündete ich hätte gesehen, wie ein Junge eine Runkelrübe in den Auspuff gesteckt habe. Ich zog sie raus, Herr Ehler startete und der Motor lief wieder. Als Retter muss ich wohl eine seltsame Mine gemacht haben denn alle lachten, und Frau Ehler gab mir einen freundliche Klaps hinter die Ohren und sagte: ich glaube den Jungen kenn ich.

Opa Emil, Jan. 2015

10. Drei Wochen bei Tante Anna.

Herbst 1945, ich war 11 Jahre alt. Der bittere Krieg war seit ein paar Monaten zu Ende, aber die nachfolgende Zeit war eine sehr arme Zeit. Papa war in französischer Gefangenschaft, und Mama schaffte es nicht immer uns drei Kinder zu sättigen. Es fehlte vor allem an Brot, Butter, Milch und Eiern. Da bot eine Tante mir an, in den Herbstferien zu ihnen nach Salmrohr zu kommen. Tante Anna und Onkel Peter hatten einen kleinen Bauernhof mit drei Kühen, zwei Schweinen, ein paar Kaninchen und ein Dutzend Hühner, also beste Voraussetzungen, mich drei Wochen lang satt zu essen. Mit Freude nahm ich das Angebot an. Für die etwa 30 km lange Fahrt gab es nur die Möglichkeit „per Anhalter“. Mit einer Flasche Wein in der Hand winkend, hielt Mama einen Tankwagen an, auf dem schon einige Mitfahrer, mit Köfferchen und Kartons zwischen den Beinen geklemmt, einen Platz gefunden hatten. Ich durfte mit, musste mich aber oben rittlings auf den Tank setzen und am Einfüllstutzen fest halten.

Mama war bange, hatte Tränen in den Augen, winkte, und rief mir noch einige Ermahnungen nach, als wir mit dem Auto in Richtung Salmrohr starteten. Nach



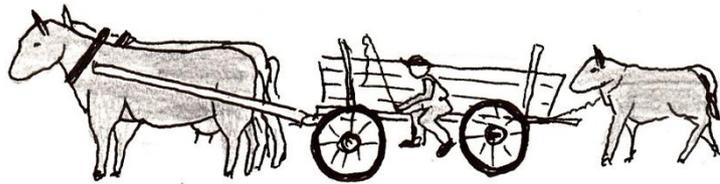
knapp einer Stunde waren wir an meinem Ziel, und ich war froh, mich aus meiner krampfhaften Haltung zu befreien. Tante Anna und Onkel Peter empfingen mich herzlich und fragten gleich ob ich Hunger hätte. Natürlich hatte ich das, und ich reichte ihnen eine Dose schwarze Schuhcreme und ein Röllchen weißes Nähgarn. (Weiß nicht, wie Mama in dieser armen Zeit an solche Kostbarkeiten gekommen war.) Meine Kusine Paula und die Vettern Wilhelm und Gerhard hießen mich ebenfalls herzlich willkommen. Noch mit dem Butterbrot in der Hand wurde ich mit allem Vieh des Hauses vertraut gemacht, mit dem Vieh, dass in den nächsten Wochen der Ersatz für meine fehlenden Freunde wurde. Ich bekam ein eigenes Bett, es war das Bett meines Veters Hermann, der zu der Zeit immer noch als Stalingrad-Kämpfer vermisst wurde. Wenn wir morgens runter in die gute Stube kamen, wo Tante Anna schon den Kaffeetisch gedeckt hatte, grüßten wir mit „Gelobt sei Jesus Christus“, und Tante Anna antwortete „In Ewigkeit amen“. Aber eines Morgens kam der kleinere Gerhard runter und sagte „Mutter, ich muss pisse“, und Tante Anna sagte gewohnheitsgemäß „In Ewigkeit amen“. Übrigens, zum Pissen und mehr, mussten wir über den Hof auf den Plumpsklo, der über der Mistekaul aufgebaut war. Zum Frühstück bekam ich Milch und konnte so vie-

le Brote mit Butter, Klatschkäs, Gelee, Apfel- oder Birnen- Kompott essen wie ich wollte. Manchmal gab es auch noch einen leckeren Kochkäse, den Tante Anna aus den Milchresten der Woche selbst gemacht hatte. Beim Morgengebet betete Onkel Peter immer „und führije uns nicht in Versuchung“. (So betete aber auch die ganze Gemeinde am Sonntag in der Kirche). Einmal pro Woche buk Tante Anna jeweils sieben große, runde Bauernbrote, die aber auch alle gegessen wurden. Danach wurde direkt für das nächste Backen Mehl und Sauerteich in der großen Backmole unter dem Küchentisch angesetzt. Für die Herstellung der Butter gab es eine sog. Butterrumpel, ein hölzerner, rohrförmiger Behälter, in dem die Tante stundenlang mit einem Stampfer die Milch stampfte, bis sie zu Butter geworden war. Früh am Morgen begann die Arbeit im Stall. Es wurde gemolken die Tiere wurden gefüttert und der Stall wurde gemistet. Eines der beiden Schweine wurde in einem verwinkelt zugängigen Versteck (schwarz) gehalten, weil es der französischen Besatzungsbehörde nicht gemeldet war. Ein Versuch zu Melken klappte bei mir nicht, aber Heu und Stroh herbei schaffen und den Mist raus fahren, und natürlich das Eierholen, das machte mir Spaß. Gelegentlich fuhren wir mit den Kühen, vor einem Wagen gespannt, raus auf die Felder. Wenn unterwegs vom Kirchturm die Glocken zum Angelus läuteten, blieben die Kühe automatisch stehen und warteten. Onkel Peter zog, wie alle Männer, seinen Mütze ab und betete still den „Engel des Herrn“. Es gab reichlich Äpfel und Birnen zu ernten. Die schlechten und besonders die säuerlichen Vietzäpfel wurden zu Most verarbeitet. Das geschah in einem direkt gegenüber liegenden uralten Kelterhaus in dem der Kelter mit einem sog. Tummelbaum gegangen wurde. Das kannte ich von den Weinkeltern in Alf nicht. An einem langen Hebel drehten wir im Rundgang einen senkrechtstehenden Baumstamm, an dem sich ein Seil aufwickelte, das am anderen Ende die Kelterschraube bediente. Ich genoss gerne den ausgepressten süßen Most, von dem ich aber auch meistens die Scheißerei bekam. Das gehörte halt dazu. Zu Mittag gab es immer ein gutes, deftiges Essen, manchmal mit Fleisch. Ich zeigte mich nicht immer von einer wohlherzogenen Seite, und Tante Anna musste schon mal auf ihre liebevolle Weise reagieren. So lud ich mir, als sie zuerst eine kleine Schüssel mit Mehlklößen auf den Tisch stellte, die ganze Ladung auf meinen Teller. Mehlklöße waren mein Leibgericht! Als Tante Anna dann mit einer großen Schüssel voller Kartoffel ankam, musste ich fünf Klöße wieder zurück geben, weil sie nur eine Zugabe seien und für jeden nur ein Kloß vorgesehen war. Ich fragte noch „sein da kän mih im Debbe?“. Ein andermal beobachteten mich alle beim Suppe essen. Ich

hatte den Kopf nach hinten geneigt und goss mir die Suppe immer aus dem Löffel plätschernd in den offenen Mund. Die Löffel waren aus Aluminium und ich fand es schrecklich damit meinen Mund oder die Zunge zu berühren. Tante Anna sagte „wir sind nicht so vornehm wie ihr in Alf, wir haben keine Silberlöffel“. Mit etwas gutem Willen gewöhnte ich mich für die Zukunft an den Alu löffel. Auf den Feldern stand die Kartoffelernte an. Alle Mann sollten mit zum Ausgraben. Da ich das aber noch nie gemacht hatte, fand ich mich doch überfordert. Onkel Peter entschied dann, dass ich alleine den ganzen Tag zuhause die Tiere versorgen, und gegen Abend mit dem Kuhgespann die Kartoffel vom Feld abholen soll. Das war natürlich für mich eine tolle Aufgabe. Mittags baute ich den Kastenwagen zusammen, spannte die zwei Kühe vor und band das kleine Rind hinten dran, damit es sich an diese Aufgabe gewöhne. Dann setzte ich mich lässig auf den Wagenrand und lenkte mit der Peitsche in der Hand unser Gefährt über die Felder bis auf den Kartoffelacker. Gott, was war ich stolz, ich fühlte mich wie ein Erwachsener. (mit 11 Jahren)



Schade, die drei Wochen gingen zu Ende. Mama kam mich abholen. Diesmal aber nicht per Anhalter. Wir marschierten zu Fuß von Salmrohr über Klausen bis nach Piesport an die Mosel. Von dort tuckelten wir stundenlang mit der Moseltalbahn bis nach Bullay. Zum Glück bekamen



wir dort eine Fähre, so dass wir nicht über die zerstörte Moselbrücke zu klettern brauchten. Wir waren fast einen ganzen Tag unterwegs. Und dann wurden die täglichen Rationen, insbesondere an Brot, wieder kleiner!

Opa Emil (im Oktober 2015)